

Martin Schmiedel | Michael Stahl

Kein Herz aus Stahl

Außenseiter, Bodyguard, Herzenskämpfer

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

*„Kein Herz aus Stahl –
Außenseiter, Bodyguard, Herzenskämpfer“
ist erschienen unter der
ISBN 978-3-7655-0957-5*

Zum Schutz von Persönlichkeitsrechten wurden einige
Orts- und Personennamen geändert.

© 2016 Brunnen Verlag Gießen
www.brunnen-verlag.de

Prolog

Ich bin früher aufgewacht als sonst und will am liebsten sofort aus dem Bett. Heute ist mein achter Geburtstag. Was ich wohl bekommen werde? Neue Schuhe? Einen Fußball? Wird Vater heute mit mir Autoskooter fahren? Oder gibt es doch endlich das Fahrrad, das ich mir schon so lange wünsche?

Aufgeregt huschen meine Augen über die Zimmerdecke. Zwei Tapetenbahnen überlappen sich dort und bilden eine schmale, gut sichtbare Linie, die über die gesamte Decke läuft. Sie beginnt genau über mir. In der Mitte verschwindet sie kurz unter der tellergroßen Deckenleuchte aus Milchglas und setzt dahinter ihren Weg fort. Über dem Bett meiner Eltern kreuzt sie einen ausgefransten Wasserfleck. Mit seiner blassbraunen Farbe sieht er aus wie das Gesicht eines Indianerhäuptlings oder wie ein Hase auf dem Sprung.

Ich richte mich ein wenig auf. Auf die Ellenbogen gestützt, gucke ich vorsichtig zum großen Bett hinüber. Im dämmrigen Licht erkenne ich von Vater nicht mehr als ein wirres Haarbüschel in den weißen Kissen. Er atmet laut und gleichmäßig.

Leise schlage ich die Decke zurück und schleiche auf Zehenspitzen zur Zimmertür. Vater soll nicht meinetwegen aufwachen. Da bekommt er nur schlechte Laune. Langsam drücke ich die Klinke herunter und schlüpfe in den dunklen Flur hinaus.

In der Küche finde ich den Tisch gedeckt. Auf der rot-weiß-karierten Wachstuchschischdecke stehen Butter, ein Glas Erdbeermarmelade, eine Flasche Milch und eine runde Kabadose. Bevor Mutter aus dem Haus gegangen ist, hat sie vier Scheiben Weißbrot abgeschnitten und in den geflochtenen Brotkorb gelegt.

Nachdem ich zwei der Schnitten mit Butter und einer dicken Schicht Marmelade beschmiert und gegessen habe, trinke ich den zweiten Becher mit einer Extraportion Kakao.

Von Vater ist noch immer nichts zu hören. Es ist Samstag. Bloß gut. Da muss ich heute nicht zur Schule. Unschlüssig gehe ich ins Wohnzimmer und schalte unser altes Röhrenradio ein. Nach und nach werden die brummenden und pfeifenden Geräusche aus dem mit Stoff überspannten Lautsprecher deutlicher. Schließlich mischt sich Schlagermusik mit dem kaum hörbaren Rauschen des Regens, der vor dem Fenster in schmalen Fäden vom Himmel hängt. Ich sehe die nasse Straße hinab und beobachte die Tropfen, die der Wind an unsere Scheibe getrieben hat. Mit aller Kraft versuchen sie, an ihrem Platz zu bleiben. Doch einer nach dem anderen

wird in die Tiefe gezogen. Es ist wie mit den Lerchen, die im Sommer über den Feldern hinter der Siedlung aufsteigen. Man muss sie nur lang genug beobachten, dann sieht man sie schließlich zur Erde stürzen.

Das ist wirklich kein schönes Wetter für einen Geburtstag. Bei diesem Regen werden wir bestimmt keinen Ausflug machen. Ich muss wieder an die Schuhe und den Fußball denken. Und wo könnte Vater das Fahrrad versteckt haben?

Das Knacken der Wohnzimmertür holt mich aus meinen Gedanken. Ich drehe mich um und sehe Vater erwartungsvoll in die Augen. Er lächelt nicht. Er steht nur da, groß und entschlossen, und starrt mich ausdruckslos an. Warum schweigt er? Wieso sagt er nichts? Hat er etwa vergessen, dass heute mein Geburtstag ist? Eine halbe Ewigkeit stehen wir uns wortlos gegenüber. Schließlich platze ich heraus: „Papa! Was bekomme ich zum Geburtstag?“ Ich gehe einen Schritt auf ihn zu, aber Vater sagt noch immer nichts. Jetzt verdüstert sich der Ausdruck in seinem Gesicht unmerklich. Ein Fremder hätte die Veränderung wahrscheinlich gar nicht bemerkt, aber mir entgeht sie nicht. Mir entgeht keine Regung von ihm. Ich muss wachsam sein.

Mit finsterem Blick sieht Vater mich an. Wie die Klöppel einer seltsam stummen Glocke hängen seine Hände schwer herab. Am liebsten würde ich meine Frage zurücknehmen, aber dafür ist es zu spät. Ich weiß jetzt, wir werden nicht mit

dem Autoskooter fahren. Und ich werde erst recht kein Fahrrad von ihm bekommen. Nun scheint Vater Luft zu holen. Will er doch endlich etwas sagen?

Als ich meine Augen wieder aufmache, spüre ich, wie sein warmer Speichel langsam mein Gesicht herabläuft.

„Reicht das?“, fragt er mich unwirsch. Seine Augen funkeln düster. „Oder willst du noch mehr?“ Es sind die ersten Worte, die ich heute von ihm höre. Meine Kehle ist wie zugeschnürt. Hoffentlich sieht er mein Zittern nicht. „Danke“, sage ich leise. Aber da ist er schon zur Tür hinaus.

Tränen steigen mir in die Augen. Ich sehe das Zimmer nur noch verschwommen. „Adieu, mein kleiner Gardeoffizier. Vergiss mich nicht“, singt eine sanfte Frauenstimme im Radio. In dicken Tropfen rollen die Tränen über meine Wangen und mischen sich mit der Spucke meines Vaters. Sie abwischen kann ich nicht. Das wäre zu einfach. Das wäre, als sei nichts geschehen.

Ich trete ans Fenster und sehe zum wolkenverhangenen Himmel hinauf. Gott soll sehen, was Vater mir angetan hat.

Bergstraße 94

Etwa drei Jahre vor meinem achten Geburtstag waren wir nach Flochberg gezogen. Weder mein Vater noch meine Mutter hatten mir erklärt, warum wir ein neues zu Hause suchten. Als ich auf der Bergstraße zum ersten Mal vor dem Haus mit der Nummer 94 stand, war es mir schnell klar.

Inmitten der hell getünchten Häuser erkannte man unseres an seiner graubraunen Farblosigkeit. An einigen Stellen löste sich der Putz in Blasen von den Wänden. An anderen war er bereits großflächig abgeplatzt und entblößte das Mauerwerk darunter. Dass die Dachschindeln nicht dicht hielten, sah man nicht auf den ersten Blick. Aber wir bemerkten es, als der erste Regen den Flecken an den Zimmerdecken neue Kraft gab.

Wenn ich die zehn Stufen zur Haustür hinaufstieg und den schmalen dunklen Flur betrat, stach mir jedes Mal ein dumpfer Kellergeruch in die Nase. Gleich hinter dem Eingang führte links eine Tür ins Schlafzimmer. Hier stand das große Bett meiner Eltern und an der gegenüberliegenden Wand eine Couch, auf der ich schlief. Die Schimmelflecken an unseren Wänden waren so groß wie bei Onkel Heinz die gerahmten Bilder.

Ein Badezimmer hatten wir nicht. Die Toilette war von der Küche mit einer dünnen Wand abgetrennt, die Waschküche in einem kleinen Anbau untergebracht. Wenn Mutter unsere Sachen wusch, bereitete sie zuerst heißes Wasser in der Küche und ging dann damit in die Waschküche hinaus, um dort Hemden, Hosen und Pullover in einem Trog vom Dreck zu befreien. Wir selbst wuschen uns mit dem Wasser in einer Emailleschüssel, die mal im Flur stand und mal auf dem Wohnzimmertisch. Der kleine Holzofen im Wohnzimmer war die einzige Heizmöglichkeit im ganzen Haus. Wenn überhaupt, wurde es im Winter nur dort richtig warm.

Schlimmer war für mich aber, dass man dem Haus schon auf den ersten Blick ansah, wie verkommen es war. Wahrscheinlich hatte allein die Tatsache, dass wir eine billige Bleibe brauchten, es vor der Abrissbirne bewahrt. Ich setzte alles daran, dass keiner erfuhr, wo ich wohnte.

Noch mehr als für unser Haus schämte ich mich für meinen Vater. Wenn er morgens aus dem Haus ging, hatte er keine Aktentasche unterm Arm und trug auch keinen Blaumann. Beides brauchte er nicht. Was er brauchte, war das Kleingeld in seiner Hosentasche, damit er im Gasthof Zum Lamm das Bier bezahlen konnte, das er dort regelmäßig trank. Er war 29 Jahre alt gewesen, als er beschlossen hatte, fürs Arbeiten zu krank zu sein. Damals tauschte er die

Werkbank gegen den Ausschank und blieb sein Leben lang dabei.

Meist kam er erst am Nachmittag aus dem Lamm zurück und verbrachte den Rest des Tages auf der Wohnzimmercouch mit Schlafen oder Fernsehen. Manchmal ging er am Abend noch einmal in die Kneipe. Kam er von dort nicht zur gewohnten Zeit zurück, schickte Mutter mich, ihn zu holen. Ich hasste diese Botengänge. Hätte Vater nach Hause gewollt, wäre er doch von allein gekommen. Stattdessen musste ich ihn vor seinen schwermütig über die halb leeren Gläser stierenden oder ausgelassen frotzelnden Kumpanen überreden, mit mir nach Hause zu gehen, was jedes Mal ein Kampf war.

Wenn ich aus der Schule kam, wusste ich nie, in welcher Stimmung ich ihn antreffen würde. War etwas nicht nach seinen Vorstellungen verlaufen, musste ich mich in Acht nehmen. Hatte er beim Kartenspiel gewonnen oder spuckte der Spielautomat ihm unverhofft ein paar Mark aus, war er gut gelaunt. Dann spielten wir gemeinsam Mensch ärgere dich nicht oder sahen uns Serien wie Die Straßen von San Francisco oder Die Profis an.

Manchmal spielten wir in unserem langen und schmalen Flur sogar Fußball. Dann war die Eingangstür mein Tor und der Durchgang zur Küche seins. Wenn wir den kleinen Gummiball mit Karacho durch den Gang trieben, waren weder

Tapete noch Lampe sicher. Deswegen erlaubten wir uns diesen Spaß auch nur, wenn Mutter unterwegs war.

Stand ein Boxkampf von Muhammad Ali an, gab es für uns nur einen Platz: den vor dem Fernsehapparat. Obwohl die Kämpfe für einen Jungen in meinem Alter viel zu spät ausgestrahlt wurden, war Vater hier großzügig. Diese spannenden Minuten waren ihm so wertvoll, dass er sie auch mir gönnte. So saßen wir nachts gemeinsam im Wohnzimmer und verfolgten gebannt Alis fliegende Fäuste. Vater lag bequem auf dem Sofa. Ich kauerte auf dem Teppich davor. Den Rücken gegen die Armlehne gedrückt, verfolgte ich gespannt das Geschehen. Alis leichte Schritte, sein geschicktes Ausweichen und die kräftigen Schläge, die er in erbarmungslosen Salven auf seine Gegner niederprasseln ließ, hatten ihm auf der ganzen Welt Siege und Bewunderung eingebracht. Kaum einer, der ihn nicht kannte.

Beschrieben die Fernsehkommentatoren seine Gegner auch als noch so furchterregend oder berüchtigt, Ali schien keine Angst zu kennen. Mutig und vor Siegeswillen strotzend stieg er Mal um Mal in den Ring. Erwischte ihn ein Haken, schüttelte er energisch den Kopf, um dem Kampfrichter anzuzeigen, dass ihm dieser Schlag nichts hatte anhaben können.

Manchmal bat ich Gott, dass Ali gewinnen würde. Manchmal betete ich, diesen Kämpfer einmal treffen zu dürfen. Ali

war mein Held. Er war stark. Er war klug. Er gab nie auf und kämpfte wie ein Löwe. Und er siegte.

Gern wäre ich gewesen wie er. Gern wäre ich Angriffen so geschickt ausgewichen wie er. Aber nicht, um danach wegzurennen. Sondern um im nächsten Moment mit umso größerer Wucht auf meinen Gegner zuzustürmen und ihm den einen, alles entscheidenden Schlag zu versetzen.

Wenn Alis dunkler Körper in heller Hose durch den Ring tänzelte und die Stimme des Kommentators die Spannung ins Unermessliche steigerte, hatte ich das Gefühl, erst beim nächsten Gongschlag weiteratmen zu können. Ali entführte mich in eine andere Welt. Ich war eins mit dem großen Mann, dem jeder Respekt entgegenbrachte, über den sich keiner lustig machen durfte und der sich von niemandem herumschubsen ließ. Dann vergaß ich meine eigenen Niederlagen und die Schläge, die ich eingesteckt hatte. Dann vergaß ich auch, dass sie oft von dem Mann kamen, der gerade hinter mir auf dem Sofa saß.

Bahndamm

Lange Zeit hatte ich bei uns zu Hause kein Zimmer für mich allein. Nicht einmal einen eigenen Stuhl hatte ich. Aber nicht nur deswegen war ich meist unterwegs. Draußen gab es so viel zu entdecken. Die Ruine auf dem Schlossberg war für mich und meine Freunde ein Fort im Wilden Westen, das es zu erobern oder zu verteidigen galt. Auf dem Parkplatz neben der Kirche jagten wir dem Ball nach und kämpften erbittert, bis er im Tor der gegnerischen Mannschaft einschlug. Der nahe Beiberg war bestens für Mutproben geeignet. War der Erste über eine der Felsenklüfte gesprungen, musste hinterher, wer nicht als Feigling gelten wollte. Und im Winter war der Rodelspaß garantiert. Wir stromerten durch die Felder und den angrenzenden Wald und stauten den kleinen Bach am Weiher auf. War die Kirchenglocke sechs Mal zu hören, wurde es Zeit, nach Hause zu gehen, und jeder machte sich auf seinen Weg.

Am Bahndamm unweit der Kirche war ich meist allein. Ich mochte die großen, schweren Loks, wie sie sich, von Trochtfelgen kommend, mit Getöse über die Gleise schoben. Ich stand dann am Rand des schottrigen Gleisbetts und

sah die großen Räder vorüberrollen. Bei den Güterzügen zählte ich einmal mehr als zwanzig Waggons. War der letzte Wagen an mir vorüber und über die Brücke hinweg, sah ich den roten Schlussleuchten lange nach. Unter der markanten kegelförmigen Erhebung des Ipf rollten sie Richtung Stadt und verschwanden schließlich hinter der Kurve.

Manchmal legte ich ein Pfennigstück aufs Gleis, damit es plattgewalzt wurde. War der Zug vorüber, suchte ich es zwischen den Steinen und freute mich, wenn es warm in meiner Hand lag. Oder ich postierte sorgfältig ausgewählte Steine auf den Gleisen, damit sie von den Rädern zermahlen wurden. Wenn der Zug darüberrollte, war es jedes Mal wie ein kleines Gewitter. Staubwolken kräuselten sich und Funken stoben nach allen Seiten. Nur das Bersten des Steines ging im allgemeinen Getöse unter und war nicht zu hören.

An jenem Sonntag war ich wieder am Bahndamm. Diesmal hatte ich keine Kiesel in der Tasche und kein Pfennigstück dabei. Ich hatte mir nicht vorgenommen, hierher zu kommen, war am Nachmittag ziellos durch den Ort geschlendert. Als ich neben den Gleisen stand, war die Sonne schon am Horizont verschwunden. Von der Brücke aus sah ich die Bergstraße hinauf zu unserem Haus, das sich zwischen all den anderen dunkel an den Hang duckte.

In mir stiegen die Bilder auf.

Nach dem Mittagessen hatte Vater getobt. „Was habe ich

nur getan, dass Gott ausgerechnet mich mit einem so tollpatschigen Sohn bestraft, der nicht einmal einen Teller zur Spüle tragen kann, ohne ihn fallen zu lassen?“, wütete er.

„Wer nicht arbeitet, macht auch nichts falsch“, sagte ich leise und zog den Kopf ein. Mir war klar, dass Widerspruch seinen Zorn verstärkte wie ein Trichter den Schall. Diese Bemerkung aber brachte ihn völlig aus der Fassung. Er trat selbst dann noch nach mir, als ich schon neben den Scherben am Boden lag.

Als ich am Bach die Reste des Staudammes betrachtete, den ich eine Woche zuvor mit meinem Klassenkameraden Alexander aufgeschichtet hatte, sah ich, wie eine Fliege hilflos in dem kleinen See herumruderte. Am liebsten hätte ich dutzende Bäume in den Bach geworfen und ihn aufgestaut, bis der ganze Ort darin versunken wäre.

Ich sah zur Kirche hinüber. Heute war ich nicht hineingegangen.

Vater blieb ja doch derselbe.

Ich blickte auf den Parkplatz hinunter. Als ich dort beim letzten Fußballspiel eine hundertprozentige Torchance vergeben hatte, hatte Manfred mich tölpelhaftes Trinkerkind genannt. Ich tat, als machte mir das nichts, und lachte gemeinsam mit den anderen. Was sollte ich auch sonst tun?

Ich war das alles so leid.

Ich wollte nicht mehr.

Warum hafteten Spott und Ablehnung an mir wie Eisen-
späne an einem Magneten? Warum hatte ausgerechnet ich so
einen Vater?

Hatten sie recht? War ich wirklich das nichtsnutzige Kind,
als das sie mich mit ihren Worten und Fäusten herumschub-
sten?

Doch selbst wenn sie unrecht hatten, nützte es mir nichts.
Denn sie waren viele und ich allein. Schrecklich allein. Und
darum war ich sicher, dass sie auch morgen und übermorgen
noch dasselbe sagen würden.

Ich fröstelte.

Ich war müde.

Ich war es so leid.

Alles.

Wer würde mich schon vermissen, wenn ich von diesem
Damm nicht wieder herunterkam? Mutter? Vater? Onkel
Heinz. Vielleicht würde ich ihnen dann endlich fehlen – zum
ersten Mal. Sie sollten ruhig trauern.

Würden sie das?

Ich ging ein Stück den Schotter entlang und blieb auf den
Betonschwellen zwischen den Gleisen stehen. Die ganze Zeit
über war kein Zug gekommen. Es würde nicht viel kosten.
Ich müsste einfach nur stehen bleiben.

Ich schloss die Augen. Mit einem leisen Rauschen fuhr der
Wind durch die Sträucher rechts und links des Dammes.

Dann war es still.

Auf einmal klangen fünf Worte in meinem Kopf. Sie passten nicht zu den Gedanken, die eben wie in einer Endlosschleife durch mein Hirn gerattert waren. Und doch waren sie plötzlich da. Und ich spürte, wie sie sich mehr und mehr ausbreiteten und mich einhüllten wie eine warme Decke.

Ich liebe dich. Lebe weiter.

Unverkennbar hört ich diese fünf Worte. Und obwohl keine laute Stimme zu mir sprach, wusste ich, dass Gott selbst zu mir geredet hatte.

Auch wenn ich unsicher war, wie das Weiterleben gehen würde, fühlte es sich unglaublich gut an und gab mir neuen Mut.

Es war kein Zug gekommen. Jetzt war ich froh darüber. Ich bückte mich, legte einen Schotterstein aufs Gleis und rutschte die Böschung hinunter.

Am Abend lag ich im Bett und lauschte in die Nacht hinein. Ich konnte nicht einschlafen, weil ich fürchtete, jeden Moment das Getöse eines Zuges zu hören, den mein Stein zum Entgleisen gebracht hatte. Doch alles, was ich vernahm, war das gleichmäßige Atmen meines Vaters.